

Alle lieben Paula

Ein quietschiges Liebchen, eine Mutter, eine mal Unbefriedigte, eine mal Satte, ein Rabenaas, ein Engel, glücklich, betrogen, wieder glücklich; ein Weib zum Heulen und zum Rote – Ohren - Kriegen: Paula.

Paula hat Kreuzschmerzen und verträgt die Pille nicht, sie kriegt Kinder, aber keinen Mann, jedenfalls nicht den richtigen, und als der richtige kommt, ist er verheiratet und von piefiger Moral; der Karriere willen lässt er seine kaputte Ehe nicht scheiden: Paul.

Das ist alles.

Nur spielt das in Berlin, und zwar in der Hauptstadt der DDR; und dadurch wird es eine Geschichte. Hier kann das nicht eine Love-Story bleiben, wie drastisch oder behutsam, wie sachlich oder zärtlich es auch erzählt wird. Hier ist das ein Stück Gesellschaftspolitik, ein Stück Sozialismus in Ausübung, gelebter Humanismus, wie ihn der Autor Ulrich Plenzdorf („Die neuen Leiden des jungen W.“) und der Regisseur Heiner Carow sehen.

Jetzt, da der Film in der Bundesrepublik angelaufen ist, dürfen sich seine Macher auf Missverständnisse seltener Großartigkeit gefasst machen: Sogar in der DDR, wo doch die Leute ihren Sozialismus mittlerweile kennen müssten, stritten sich einfache Leute und hochmögende Kritiker über das emanzipierte Weib ,und, das moribunde Mannesbild. In diesem Film. Bei uns freilich steht zu erwarten, dass im Parkett nur diskussionslos geheult wird. Denn die emanzipierte Paula, nachdem sich der kompromisslerische Paul endlich mit Gewalt aus seinen bürgerlichen Zwängen gelöst hat, stirbt.

Und zwar stirbt sie an dem Kind von Paul, das sie gegen den Rat des Arztes und im Bewusstsein der Todesgefahr gebären will. Den Heimweg vom Arzt legt sie sozusagen auf einem Bein hüpfend zurück, so freut sie sich. Das ist die letzte Einstellung mit Paula in dem Film, sie hüpf, sie schwebt. Umschnitt, und eine Stimme sagt, Paula ist tot. Paul hingegen scheint gerettet.

Dieser Tage läuft der Film in einem Dutzend westlicher und sozialistischer Länder an. In



Ein Weib zum Heulen und zum Rote – Ohren - Kriegen: Paula

der DDR haben ihn drei Millionen Menschen gesehen. **Angelica Domröse**, die Paula, ist eine der bekanntesten Frauen der DDR, die Menschen dort identifizieren sich mit Paula, sie schreiben wortwörtlich an Paula, Frauen vor allem. Auch in der DDR leben viele Paulas oder wollen sein wie Paula oder eben wie Angelica Domröse.

Sie ist 1,60 Meter groß, noch viel zierlicher als im Film, zurückhaltend, sichtlich auf der Hut; schlechte Erfahrungen mit westlichen Journalisten lassen sie ständig Listen wittern. Ihre Hände, verschrammt von turbulenten Bühnenauftritten in dem Stück „Der goldene Elefant“ auf

der Berliner Volksbühne, sind unentwegt in Bewegung, die Fingernägel hat sie wegen der Bühnengefahren auf das Äußerste zurückgeschnitten. Sie ist ehern entschlossen, auch nicht die leiseste Frage nach Privatem zu beantworten, sie hat die Paula weggeschlossen, hier präsentiert sie die Filmschaffende aus der DDR, die Künstlerin, die daran glaubt, dass man mit Kunst immer auch etwas transportieren muss, die Schauspielerin, die fest auf dem Boden des Sozialismus steht.

Die Schwierigkeit einer solchen Begegnung ist ebenso komisch wie rührend: Eine gewisse Höflichkeit ist beidseits Pflicht, die Neugierde des einen läuft aber der Mitteilungsfreude des anderen diametral zuwider. Befangenheit legt sich somit über die Kommunikation und lässt bereits den mindesten Small Talk doppeldeutig werden.

Ihre Methode, sich vor unwillkommenen Fragen zu schützen, funktioniert sicher: Ihr Gesicht verfinstert sich, das Mundwinkellächeln erlischt, der Mund wird schmal und hart, und statt zu antworten, fragt sie selbst: „Warum wollen Sie das wissen?“, oder sie schlussfolgert bereits: „Ich weiß, was Sie meinen.“ Sie kann, wie man aus dem Film weiß, girren und gurren, aber sie kann auch, wie man jetzt erfährt, in einem dermaßen schneidenden Ton Höflichkeiten sagen, dass manche Frager sich unwillkürlich ducken. Bei einer Pressekonferenz beispielsweise, coram publico, laufende Kameras, offene Mikrophone, fünfzig, sechzig Journalisten, einer sagt:

„Erzählen Sie uns bitte etwas Privates, über Ihre Verhältnisse, die Familie, wo Sie wohnen . . .“

Angelica Domröse: "Ich wohne in Berlin."

Reporter: „Leben Sie allein?“

Domröse: „Wie meinen Sie das?“

Reporter: „Ich meine, leben Sie mit jemanden zusammen?“

Domröse: „Drücken Sie sich doch deutlich aus!“

Reporter: „Ich meine, haben Sie einen Freund?“

Domröse: „Ich habe viele Freunde.“



Erstaunlich, wie das sofort begriffen wird. Die Schranke funktioniert. Anderntags fand sich Angelica Domröse in der Zeitung zwar als „Dornrose“ apostrophiert, aber ihre Haltung war akzeptiert. Völlig unbegreiflich aber - und dies für beide Seiten - waren die Kommunikationsschwierigkeiten über Sachen und Ideen, entstanden freilich aus einer niederschmetternden Ahnungslosigkeit der einen von der anderen und umgekehrt.

„Warum hat der Zivilist Paul eines Abends plötzlich eine Uniform an?“

„Der ist doch bei einer Betriebskampfgruppe.“

„Wie? Was ist denn das, eine Betriebskampfgruppe?“

Oder:

„Sind Sie in der DDR so bekannt, dass man Sie, wenn Sie in eine Schlange wartender Menschen kommen, an der Straßenbahnhaltestelle zum Beispiel oder in einem Restaurant, verlassen wird?“

Angelica Domröse zögerte mit der Antwort, dann sagte sie: „Ich weiß, was Sie meinen, ich weiß, was Sie wissen wollen. Ich kann Ihnen nur sagen. In der DDR ist Gleichberechtigung keine Floskel.“

Kein Leitartikler hüben oder drüben kann ausmalen, was an solchen Beiläufigkeiten sichtbar wird: die Dimension der trennenden Welten. So wie der eine offenbar zum erstenmal etwas von paramilitärischer Kraft in der DDR hörte, vermochte die DDR-Schauspielerin die Arglosigkeit der Frage nach ihrem Bekanntheitsgrad nicht zu erkennen. Statt dessen witterte sie einen besonders hinterlistigen Versuch, etwas über die Vorrechte der privilegierten Klasse in der DDR zu erfahren.

Wir fuhren zusammen durch München, sie am Steuer, sie fährt gerne Auto. Etwas stark nach vorn fixiert, ein bisschen ungeduldig wegen der ungewohnten Schaltautomatik,

aber immer noch in der Lage, ihrem Partner **Winfried Glatzeder** zu parieren, der aus dem Fond Witze über die Chauffeuse riss. Am Nadelöhr, vor der Residenz, das übliche Ein-

fädeln, ungewohnt offenbar, denn sie hielt Kurs, und Glatzeder erkundigte sich, wer hier Vorfahrt habe. Die - Erklärung, die Westdeutschen seien nicht mehr so rabiät im Straßenverkehr wie früher, und die Einsicht habe sich durchgesetzt, dass mit sturem Festhalten an Vorfahrts- und anderen Rechten der Verkehr nur noch schwieriger würde, findet,

wie es scheint, Interesse. Dummerweise fährt Augenblicke später unser Lotsenwagen bei Gelb über die Kreuzung. Angelica Domröse gibt Gas, bei Rot hinterher! Zum ersten Mal hier in München ist sie ganz Paula.

Sie sagt, sie sei Paula. Wo sie es nicht sei, wolle sie es werden. So vital, so spontan, so lebenslustig. Eine Frau, die niemals kalkuliere. So phantasievoll. Das Schlimmste, was sie sich denken könne, sei: arm an Phantasie zu sein. Ein Mensch in München, der an der „Legende von Paul und Paula“ überhaupt nichts begriffen hat, rühmte die perfekte Milieuschilderung des Lebens der „armen“ Leute. Da kam Angelica Domröse das helle Lachen aus, „arm“ war Paula nur, wenn sie nicht glücklich war, aber materiell arm war sie überhaupt nie. Der Regisseur **Heiner Carow**, ein gescheiter, sensibler, mitunter von den Fragen etwas angestrenzter Mann, sagte einmal, um aufzuzeigen, was hierzulande an diesem Liebesstück nicht begriffen wird: „Wir alle lieben Paula, aber uns liegt an Paul.“

Paula ruht bei aller Spontaneität fest in sich, Paul wackelt. Paula kennt den Weg zum Glück, Paul muss gezwungen werden. Paula handelt immer aus sich selbst, nie aus der Ratio. Paul gehorcht überlieferten Verhaltensmustern.

„Sind Sie selbst emanzipiert?“ fragte jemand in München die Darstellerin der Paula. Überraschenderweise antwortete sie nicht prompt. Nach einer Pause sagte sie langsam: „Ich denke schon, ja.“ Aber sie fügte hinzu, sie habe keinen Dutzendberuf, und ihr werde es leichter gemacht. „Fragen Sie doch eine Arbeiterin oder eine Verkäuferin.“

Sie lässt niemanden an sich ran, da hat sie ihre Methode: Kräutchenrührmichnichtan mit Stacheln. Sie vermag kaum noch zu unterscheiden, wo ihr wirklich ein Angriff droht oder wo Argloses mit Harmlosem sich mengt.

Einmal hält sie einen längeren Monolog über die Unantastbarkeit der Privatsphäre, ganz leise hat sie begonnen, aber am Schluss wird die Stimme schriller, schwillt ihr die Halsschlagader, so kommt sie in Fahrt, und man betrachtet das allein schon als Entgegenkommen, dass sie einen bei dieser Gelegenheit noch einmal Paula hat sehen lassen.

[Aus: Zeit – Magazin Nr. 14, 29. März 1974]
Paula_ZeitMagazin.doc

„Sie aus Hamburg angereister Mensch“, sagt Carow einmal, „Sie wollen in ein paar Stunden in die Angelica eindringen, Ihre Feder in sie reinpieken, so mir nichts, dir nichts. Wundern Sie sich da, dass sie sich sperrt?“
Nein, natürlich nicht, und es war auch nicht böse gemeint. Verzeihung Paula.

Horst Vetten